

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 27. August 1903.

(Nachdruck verboten.)

Frau Hadwig.

Eine Strandgeschichte von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Diese Abschweifung war aber keinesfalls nach Zürkes Sinn.

„Ja, gnädige Frau, helfen dürfen Sie schon —“

„Nein? Wirklich?“ Aus ihren Augen blitzte die helle Spottlust. „Sie sind zu gütig!“

„Bin ich das? Aber eine Antwort will ich darum doch haben. Sie kommen nicht los.“

„Eine Antwort? Worauf?“

„Auf meine Frage.“

„Ich glaube, daß ich Ihnen auf jede Frage bereits eine Antwort gegeben habe.“

„Auf jede? Nein, dann täuschen Sie sich mächtig, meine Gnädigste.“

Sie runzelte die Stirn. Was ihm nur einfiel, sie immerzu „Gnädigste“ zu titulieren und „gnädige Frau“! Wenn er es noch einmal tun würde, wollte sie keinen Ton mehr reden — sicher! Diese Albernheit hier im Angesicht des ewigen Meeres! Ob er sie nur ärgern wollte? „Gnädige Frau!“ Sie mochte das nicht hören, und von ihm erst recht nicht. Sie wollte keine „gnädige Frau“ sein! Ihr Weibgefühl empörte sich gegen diese hohle Phrase.

„Was möchten Sie denn sein, Frau Hadwig, wenn Sie frei wählen dürften?“ fragte er.

„Ach,“ sie vergaß allen Hohn, „ein Zigeunerkind! Wissen Sie, eines, um das sich niemand kümmert, das tun und lassen kann, was es will, wandern und bleiben, wo und wie es ihm gefällt, dem die ganze Welt zu eigen gehört, das überall daheim ist —“ tiefatmend schwieg sie.

„Und das denken Sie sich nun schön? Überall und nirgends! Überall daheim und nirgends eine Heimat, Frau Hadwig? Ich weiß doch nicht, ob das Ihnen auf die Dauer gefallen würde. Jrgendwo muß man zur Ruhe kommen können, irgendwo muß es auf Erden ein Fleckchen geben, nach dem man sich sehnen kann draußen in der Welt, das einem lieb ist, wie nichts sonst.“

Sie kippte langsam den Eimer um. „Ja,“ sagte sie und begann ihn von neuem zu füllen, „wenn man solch einen Ort nun aber nicht besitzt, was dann?“

Er nahm ihr das Gefäß ab und faßte dabei ihre Hand. „Besitzt Frau Hadwig kein Heim, nachdem es sie zuweilen verlangt?“

„Nein,“ sie machte sich leise frei.

„Aber irgendwo — ich meine —“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn Sie ahnten, wie ich immer kämpfen muß gegen die zärtlichen Verwandten! Man betrachtet mich noch stets als Kind. Und ich bin ihnen doch längst über den Kopf gewachsen. Da wo die wohnen, bin ich nie heimisch gewesen. Und meine Wohnung — mein Haus? Ach, das hat so wenig von mir. Das war meines Mannes Heim — nicht das meine. Nach dem sehne ich mich auch nicht.“

Bis jetzt hatte sie ihn nicht angeblickt, nun hob sie das Antlitz, hob die Wimpern.

„Vielleicht denken Sie an die Gräber meiner Eltern, meines Mannes, daß die der Ort sein müßten, nach dem ich mich sehnen könnte. Aber das ist nicht der Fall,“ sie schaute an ihm vorbei ins Weite, „ich halte das Andenken meiner Verklärten hoch, doch solch ein Grab, der armselige Überrest einer irdischen Hülle, sagt mir nichts. Wozu gräbt man das ein? Würmerfraß — puh — ekelhaft!“ sie schüttelte sich. „Wie viel schöner ist das Verbrennen! Der Leib von den Flammen aufgezehrt, die Asche in alle Winde gestreut, den Elementen wieder vermählt. Wenn Sie mich nun für herzlos halten, für pietätlos, so —“

„So wird Ihnen das nicht sehr viel Schmerz bereiten —“

„O doch!“ entfuhr es ihr schnell.

„Wirklich?“ Er ergriff nochmals die schmale Hand, die sich nervös in den Sand grub. „Liegt Frau Hadwig etwas an Etkehards Meinung?“

„Das müßte Etkehard selbst wissen.“

„Ja — er will es aber aus Ihrem Munde hören. Nun, Frau Hadwig?“

Sie wendete das Köpfchen zur Seite. „Warum quälen Sie mich so?“

„Quälen? Ich wußte nicht, daß ich es tat.“ Er drang nicht weiter in sie.

Fast gleichzeitig griffen sie dann zum Spaten und arbeiteten darauf los, als seien sie angewiesen, das tägliche Brot mit Sandschuppen zu verdienen. Keiner sprach, es hatte jeder mit sich selbst zu tun. Endlich war es Zürke Almers, der das Schweigen brach. Er sagte Hadwig, daß er sie sehr gut verstehe in bezug auf die Gräber. Das freute sie. Gerade von denen, die man liebt, möchte man ja so gern verstanden sein in dem, was im Innersten, im Tiefsten unserer Seele erwacht und zum Leben drängt. Man möchte! Aber wie selten ist es, dies leise Verstehen! Dies Mitgehen einer anderen Seele auf den verschlungenen Pfaden der eigenen! Wie selten ist es, doch eben darum beglückt es doppelt, wo man's findet!

Zürke war auch ein Anhänger der Feuerbestattung wie Hadwig. Er erzählte ihr im Anschluß an dies Bekenntnis von Nordica, Michael G. Conrads Nordica, wo man die Asche der Verkärten auf Beete streut, von denen „ein herrlicher Rosenflor weit hin seine Düfte sendet, gleich lekten, süßen Liebesgrüßen“, und „Liebesgarten der Abgeschiedenen“, so nenne das Volk von Nordica diese Erinnerungsstätte.

„Das glückliche Nordica!“ sprach Hadwig sinnend. „Ich möchte dort wohnen, nur um nach meinem Tode mich so ganz in Schönheit auflösen zu können.“

Zürke meinte, daß man nun genug vom Tode geredet habe. „Wir wollen 'mal wieder an das Leben denken und an die Gegenwart. Da — die Burg wird gleich fertig sein.“

„Ja, nun kann man einziehen.“

„Erst muß sie getauft werden“, entschied er. „Ich hab schon einen Namen bereit.“

„Welchen denn?“

Er klopfte die hölzernen Stufen fest, die zur Plattform hinaufführten und die ehemals Kisten gewesen waren, welche man mühselig zusammengesucht und herangeschleppt hatte. „Für Frau Hadwigs Burg kommt nur ein Name in Frage.“

„O, da bin ich doch wirklich neugierig!“

„Hohentwiel wird sie genannt!“

Noch ein letzter, lauter Schlag, dann war das Werk vollendet. Zürke richtete sich auf. „Gefällt er Ihnen nicht, dieser Name?“

„Gewiß. Sehr sogar. Ich überlegte nur eben, ob die Schwabensfürstin nicht auch noch andere Schlösser besessen haben könnte.“

„Sicher. Aber uns kann das gleich sein. Oder will Frau Hadwig nicht auf dem „Hohentwiel“ hausen?“

„Doch, sie brennt darauf, einzuziehen in ihr stolzes Heim. Man beeile sich also mit der Vollendung.“

„Dann wollen wir jetzt Muscheln suchen für den Namenszug.“

Und wie sie nun am Strande entlang gingen, eifrig sammelnd, kam ihnen beiden die frohe Laune wieder zurück. Hadwig lachte so sorglos, als sei niemals von Heimatlosigkeit und Gräbern die Rede gewesen. Nur ganz im Grunde ihres Herzens zitterten noch die letzten Spuren der gewaltigen Erregung.

„Nur weiße Muscheln, Frau Hadwig“, erinnerte Zürke.

„Natürlich! So klug bin ich schon! Sie dachten das wohl nicht?“

Und einer wollte nun dem anderen zuborkommen beim Sammeln, und recht wie zwei Kinder brüsteten sie sich mit jedem Fund. Schwer beladen gelangten sie wieder bei der Burg an. Zürke Mmers übernahm es, die Muscheln regelrecht in den Sand aneinander zu fügen, und Hadwig kniete daneben, reichte ihm die blanken Dinger und kritisierte sein Werk.

Anne hörte von drüben das Lachen und Jubeln und es tat ihr fast weh. Sie schalt sich selbst darum, sie wollte sich freuen über das Glück der beiden frohen Menschen, sie versuchte es krampfhaft, aber es wollte und wollte ihr nicht gelingen! Es war zu schwer.

„Anne! Anne!“ rief Hadwig und legte die Hände an den Mund, damit der Wind den Laut nicht verwehe. „Anne!“ Sie stand im vollsten Sonnenschein und winkte, als die Freundin aufschaute, eifrig zu ihr hinüber. Anne sollte kommen und Burg Hohentwiel bewundern. Aber Anne wollte nicht. Später vielleicht, jetzt habe sie keine Lust, aufzustehen. Sie säße eben so wundervoll bequem, und übrigens könne sie von ihrem Strandkorb aus alles prachtwoll sehen. Hadwig gab sich zufrieden und

kletterte fröhlich auf die Plattform. Von da konnte sie über sämtliche Burgen hinwegsehen, denn die ihre überragte alle und lag auch zumeist nach vorn.

„Jetzt ist tiefe Ebbe, aber bei Hochflut werden die Wellen gewiß bis an den Wall spülen“, besorgt guckte sie hinunter. „Es wäre ein Jammer, wenn das Wasser meinem Berg Schaden zufügte.“

Zürke Mmers tröstete sie. „Ekkehard wird den Höhenwiel schützen und verteidigen.“

Dann bat er, Mitbewohner der Burg sein zu dürfen. „Auf der Plattform haben gerade zwei Strandkörbe Platz.“

Im ersten Augenblick war ihr seine Bitte nicht recht. Eine Kühnheit sondergleichen erschien sie ihr. Und die Leute am Strand, die anderen Kurgäste, die würden nett Stoff zum Matschen haben, wenn Zürkes Korb so dicht neben dem ihren zu stehen käme. Doch dann schämte sie sich der Kleinlichen Gedanken. Sie war ja frei, sie stand über dem Urteil der Menge — weshalb also auf etwas verzichten, das ihr selbst Freude bereiten würde? Nur weil es gegen die sogenannten Schickslichkeitsgesetze der guten Gesellschaft verstößt — derselben Gesellschaft, in deren tugendhafter Mitte unbeanstandet so viel des Unschicklichen geschieht? Nein, sie — Hadwig Otten — wollte sich diesem traurig-lächerlichen Zwang nicht fügen! Und wenn sie nun Zürke Mmers — die Kühnheit hatte sie ihm verziehen — gestattete, seinen Strandkorb auf ihre Burg zu bringen, so wußte sie genau, was sie tat, wußte und fühlte, daß damit Anstand und edle Sitte noch keineswegs verletzt wurden, auch wenn die „gute Gesellschaft“ zeterte und die Sünderin in Mcht und Bann tat. Es lag ihr nicht viel an der Meinung der großen Menge.

Und so saßen Hadwig und Zürke Mmers denn wirklich beisammen auf dem glitzernden Sandhügel. Man wunderte sich natürlich sehr über Frau Ottens „Unvorsichtigkeit“, wie man sich zartfühlend ausdrückte, man suchte auch spöttisch die Achseln, und hier und da fiel eine hämische Bemerkung, aber im ganzen entschuldigte man sie eher. Sie war eben eine Künstlerfrau, denen mußte man schon etwas nachsehen. Die hatten so ihre eigenen Ansichten, und Otten zumal, der soll ja in dieser Beziehung ein ganz Absonderlicher gewesen sein. Man ließ sie also gewähren und begnügte sich damit, „unter sich“ feiner Mißbilligung Worte zu verleihen. Das ist ja immer so: ins Gesicht Freund, hinterm Rücken Feind! O Ihr ehrlichen Menschen!

Inzwischen scherzten Hadwig und Zürke, daß sich bei ihnen alles so programmäßig vollziehe. Ekkehard als Gast auf dem Hohentwiel!

„Hoffentlich erscheint aber niemals der Tag, wo ihn der Herzogin von Schwaben Ungnade wieder verbannt!“

Hadwig wollte von Ungnade nichts wissen.

„Der Mönch ging aus eigenem Antriebe“, sprach sie.

„Ja, weil sie ihn nicht liebte! Ist das nicht genug der Ungnade?“

„O, er hatte sich ihre Liebe verschert!“

„Ich werde mir Mühe geben, in dieser Beziehung klüger zu sein, als Mönch Ekkehard war.“

Sie hatte die Hände über den Knien gefaltet und schaute mit finnen Augen ins Weite.

„Wollen Sie vor ihm etwas voraus haben?“

„Sicher“, antwortete er fest.

Sie nickte. „Eines hatte der Mönch ja auch vor Ihnen voraus.“

„Das wäre?“

Sie wandte sich ihm voll zu. „Die Bescheidenheit!“

Wenn sie aber vielleicht geglaubt hatte, ihn damit in die Enge treiben zu können, so irrte sie gewaltig. Zürke klopfte in aller Gemütsruhe ein Sandkörnchen vom Ärmel und wurde nicht einen Augenblick verlegen.

„Natürlich, diese Bescheidenheit ziert den Mönch — doch eines schickt sich nicht für alle. Den Sohn der freien Hansestadt dürfen Sie nicht mit dem gleichen Maß messen, wie den frommen Bruder —“

„Das weiß ich nicht! Bescheidenheit steht jedem wohl an.“

„Gewiß“, stimmte er bei, „nur nicht an unrichtigen Orten. Und das ist bisweilen der Fall.“ Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben und stand nun vor ihr — sehnige Kraft in jeder Muskel.

„Unseres Hauses Wahlspruch heißt: „Wag es!“ Dem Jünger des heiligen Gallus wäre besser gewesen, wenn ihm dieser stolze Wagemut nicht so ganz gefehlt hätte.“ —

Hadwig war mit einem alten Bekannten zusammengetroffen, einem Freund ihres Mannes, dem Schriftsteller Herbart, der auf Langeoog auch ein wenig Seeluft zur Erholung schlucken wollte, wie er vorgab. Herbart war ein kleiner, verwachsener Mann mit häßlichem, aber geistvollem Gesicht. Nichts an ihm war schön im landläufigen Sinne des Wortes, selbst seine Stimme entbehrte jeden Wohlklang. Sie klang heiser, rau — und der blinde Professor behauptete, noch nie eine derartig unmelodische Menschenstimme gehört zu haben. Aber trotz alledem war Hadwig mehr als angenehm überrascht, als der Schriftsteller eines morgens mit langen Schritten über den Strand stiefelte und sie halb verlegen, halb glückselig begrüßte. Es lag etwas Rührendes in seiner Freude! Und sie hatten sich ja auch so lange nicht gesehen! Seit Werner Ottens Tod hatte sich Herbart nicht mehr um Frau Hadwig gekümmert. Damals war er plötzlich aus der Stadt verschwunden und ließ nicht das geringste wieder von sich hören, trotzdem er und Ottens Weib so gute Freunde geworden waren. Aber Hadwig zürnte ihm nicht seines Schweigens wegen. Sie wußte, er war ein komischer Kauz, den man am besten ruhig gewähren ließ. Einmal würde er sicher wieder auftauchen. Und nur war das auch wirklich geschehen. Sie hatte immer eine Schwäche für den häßlichen Menschen gehabt — vielleicht eben darum, weil er so häßlich war, vielleicht auch, weil er sie so innig verehrte und ihr seine Schuldigkeiten auf eine ganz absonderliche Weise darzubringen bemüht war, aber auch um seiner Klugheit willen und weil er so ganz eigene Ansichten von Welt und Leben hatte, anders, als alle die, mit denen sie verkehrte. Sie wurde — unbewußt zwar — seine Schülerin, und sie war gelehrt. Vieles dankte sie ihm. Werner Otten war nicht der Mann gewesen, der sein Weib hätte erziehen können, und Hadwig war noch so unfertig in allem, als sie die Seine wurde. Da kam nun Herbart, und dieser erkannte bald, was dem jungen Geschöpf fehlte. Er sah, wie es nach Wissen dürstete, und er reichte ihm den Becher der Erkenntnis. Der Trank war bitter — denn süße Wahrheit ist selten — aber er war auch heilsam. Anfangs wußte Hadwig freilich nicht, sollte sie dem Schriftsteller danken oder zürnen, daß er so unbarmherzig die rosigen Schleier der Illusion vor ihren Augen zerriß. Erschrocken schaute sie die Welt, wie sie in Wirklichkeit war — und das tat ihr weh. Doch dann nach und nach befreundete sie sich mit dem neuen Bilde, wenschon sie nicht über eine heimliche Menschenverachtung hinauskam. Und da war es wieder Herbart, der diese leise Menschenverachtung in eine große Menschenliebe umwandelte, in ein tiefes Erbarmen mit jenen, die „nicht wissen, was sie tun“, wenn sie ihr Menschentum mit Füßen treten und mit Schmutz bewerfen. Und so dankte Hadwig wohl das Beste, was in ihrer Seele blühte, dem kleinen, häßlichen Menschen. Wie hätte sie nun anders können, als sich freuen, da

er ihr so unverhofft in den Weg lief? Sie machte einen weiten Spaziergang mit ihm, und dabei plauderten sie wie früher, tauschten ihre Ansichten über Kunst, über neue Bücher, die sie in der Zwischenzeit gelesen, stritten sich, daß sie rote Köpfe bekamen und söhnten sich dann lachend wieder aus — genau wie früher. Und Hadwig vergaß vollständig, daß derweil einer auf Hohentwiel saß und ihrer harnte. Mit keinem Atemzug dachte sie an Zürke. Daß dieser von dem Auftauchen jenes Freundes nicht sehr erbaut war, läßt sich begreifen. Er empfing Frau Hadwig an dem betreffenden Morgen ziemlich verstimmt, und da sich ihre Spaziergänge mit dem Schriftsteller in der Folgezeit wiederholten, so stieg die Verstimmung natürlich mehr und mehr. Zürke, der Kluge, Klar denkende Zürke, war regelrecht eifersüchtig auf den Kleinen, und er verspürte nicht die mindeste Lust, sich mit ihm anzufreunden, obgleich Hadwig dies sehr wünschte. Aber auch Herbart kam ihm nicht entgegen. Bei ihm war das eine seltsame Sache. Er betrachtete den jungen Handels Herrn mit einem Gemisch von Wohlgefallen und Mißbehagen. Als Mensch an sich war er ihm wohl sympathisch, aber nicht als Hadwigs Freier. Zürkes stolze Selbstherrlichkeit, die doch niemals unangenehm auffiel, mochte er leiden, daß jener aber nebenbei noch ein Attentat auf Frau Hadwigs Freiheit beabsichtigte — Herbart war ja nicht mit Blindheit geschlagen und in dem Punkte auch doppelt scharfsichtig — das verdroß ihn, denn er liebte sie selbst, liebte sie mit glühender Leidenschaft, lange schon, vielleicht seit dem Tag, wo Werner Otten ihm sein Weib zugeführt hatte. Aber er verstand es meisterhaft, sich zu beherrschen. Kein Mensch, selbst Hadwig nicht, ahnte, wie es um ihn stand. Er hatte damals diese Liebe wachsen sehen, Tag um Tag, mit einer Art grausamer Freude an der eigenen Qual, und dann, als er sich nicht mehr zu helfen gewußt, als die Flammen gedroht hatten, über ihm und seiner armen Seele zusammenzuschlagen, da war er geflohen. Um Hadwig hatte er die Stadt verlassen. Aber damit war die Liebe nicht tot und begraben, denn man kann sich nicht selbst entfliehen. So hatte er gelebt, bis jetzt. Da war mit einem Male die Sehnsucht wieder übermächtig in ihm emporgeflammt, er meinte, es nimmer aushalten zu können, fern von ihr, und so packte er denn eines Tages kurz entschlossen seinen Koffer und reiste ab. Noch am selben Abend, just zur Teestunde war es, zog er an Frau Hadwigs Wohnung die Klingel. Aber er fand nur die alte Ursula, die ihn von Hadwigs Reise in Kenntnis setzte. Er war enttäuscht, faßte sich jedoch sofort und folgte ihr. Mitten in der Nacht setzte er sich in den Schnellzug und fuhr nordwärts. So kam er an, so sah er sie wieder, und heißer, brennender als zuvor loderten beim Anblick der geliebten Frau die Glut in ihm empor. Er wußte, nie und nimmer konnte sie sein eigen werden, und dennoch hätte er um nichts diese unselig-selige Liebe hergegeben. Sie war es, die befruchtend auf sein Schaffen wirkte, die schönsten Blüten, die reiften Früchte verdankte er ihr — wenn es ihn auch auftrieb, dies ewige Kämpfen, dies nutzlose Sichverzehren. Nein, sie konnte nie die Seine werden — sie hatte nur Freundschaft für ihn, und Herbart war klug genug, sich diese Freundschaft wenigstens zu erhalten — aber — so lange noch ein Atemzug in ihm war, sollte auch kein anderer die Hand ausstrecken dürfen nach ihr — auch ein Zürke Allmers nicht!

VI.

Es regnete — eine ganze Woche schon — ganz still, aber unaufhörlich, und da nun der Himmel gar kein Einsehen hatte und an jedem neuen Morgen dasselbe trübselige Gesicht zeigte, machte sich unter den Kurgästen allmählich eine ziemliche Mißstimmung bemerkbar. Nein, wirklich, darum ging man doch nicht an die See! Regenwetter konnte man daheim auch haben!

„Mich schreckt so 'n bißel himmlische Feuchtigkeit gewiß nicht gleich“, meinte Hadwig, die am Fenster des Lesezimmers stand, „aber wie es jetzt ist — nein!“

„Sie finden also auch, daß es des Guten zu viel ist, Frau Hadwig?“

„Ja, lieber Herbart, entschieden. Ich sehne mich nach Sonne.“

„Ich auch“, sagte er leise.

Sie dachte aber nicht daran, daß seine Worte einen tieferen Sinn haben könnten und beachtete sie darum kaum besonders. Noch ein Weilchen schaute sie neben ihm in das Unwetter hinaus, dann trat sie an den Tisch, wo Zürke Mimers eifrig pinselnd über einer Leinwand saß.

„Wie weit ist denn das Kunstwerk gediehen?“

„Noch einen Augenblick Geduld, und es wird fertig sein.“

„Wahrhaftig? Ich zweifelte bereits an dieser Möglichkeit.“

„O, man tut mir bitter unrecht!“

Er versuchte, den Schwergekränkten zu spielen, aber es gelang ihm so wenig, daß Hadwig über die verunglückte Bemühung hell auflachte.

„Ach Ekkehard! Was seid Ihr drollig in Eurem Zorn!“

„Hohe Frau, es steht Euch keineswegs wohl an, über den Jünger des heiligen Gallus derart zu spotten.“

„Wir wollten nicht spotten“, sie lachte noch immer, „verzeiht unsere Lustigkeit und macht darob nicht solch grimmig Gesicht. Ihr solltet Euch freuen, daß Frau Hadwig noch lachen kann bei so trübseeligem Wetter. Aber nun wollen wir Euch, den Kunstbesessenen, nicht länger stören.“

Sie neigte ernsthaft das Haupt und wollte an ihm vorüber. Er hielt sie zurück.

„Nein, bleibt, edle Frau, ich bitt Euch drum! Sobald Ihr naht, ist es, als bräche die Sonne golden durch graues Gemölk, und wenn Ihr geht, erscheint mir des Regentages Sde doppelt trostlos.“

Wieder trieb der Spott in ihren Augen sein loses Spiel.

„Schau, schau“, sagte sie, „Ekkehard versteht es ja meisterlich, die Worte zierlich zu setzen! Aber seit wann sind Regentage Euch denn trostlos? Versichertet Ihr nicht gestern erst das Gegenteil?“

„Gewiß“, antwortete er schnell, „in Eurer Gegenwart, vielholde Frau —“

„Es ist gut“, wehrte sie und wendete sich zum Gehen. „Wenn ich Euch einen Rat geben darf“, sprach sie über die Schulter zurück, „so seid künftig sparsamer mit dergleichen Reden. An Süßigkeiten verdirbt man sich leicht den Magen.“

Fort war sie. Zürke sah just noch, wie sie in der Fensternische zwischen Anne und dem Professor Platz nahm, als Herbart herüberkam und ihm natürlich gerade die Aussicht nach der Seite hin verdeckte. Zürke wußte nicht, war es Zufall oder Absicht, war jedoch sehr geneigt, das letztere anzunehmen.

„Was pinseln Sie denn eigentlich, Mimers?“

„Eine Bittschrift an Se. Majestät, den Sonnengott!“ Er war in dem Augenblick nicht besonders gut auf den Kleinen zu sprechen, zwang das Gefühl aber nieder und antwortete freundlich.

„Zeigen Sie mal her, man sieht ja nichts.“

„Abwarten, Verehrtester! Schreibt man besser Balder oder Baldur?“ erkundigte sich Zürke.

„Ist egal. Schöner finde ich Baldur.“

„Na, dann man zu!“ Er malte noch fünf Minuten emsig weiter, dann hielt er dem Schriftsteller die farbenfeuchte Leinwand unter die Nase.

„So — fertig! Nun dürfen Sie das Kunstwerk bewundern. Verderben Sie mir aber die Freude nicht mit einer allzu scharfen Kritik.“

„Ah, gehören Sie zu den Menschen, welche die Wahrheit nicht ertragen können?“

„Nein, zu denen gehöre ich nicht — Gott sei Dank! Aber — Spielereien soll man nicht kritisieren!“

„Spielereien — hm —“ Herbart betrachtete interessiert Zürkes Arbeit. „Diese Spielerei könnte man aber beinahe ernst nehmen.“

„Unsinn! Strengen Sie sich nicht so an, Herbart!“

„Wieso anstrengen?“

„Nun,“ Zürke reinigte seine Pinsel, „es fällt Ihnen doch jedenfalls schwer, mir gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen. Ich begreif's ja auch.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der kleine Friedsam.

Skizze von Luise Glas.

Wenn beim Schuster Freitag der Teufel los war, dann saß der kleine Friedsam schen in der Ecke und duckte sich.

„Himmeltreuzbombenelement! Das is gar kein richtiger Zunge!“ sagte der Meister, wenn er was davon merkte, fühlte er sich aber allemal etwas behindert dadurch in seinen Kraftausbrüchen. — Er tat dem „Drähnsack“ überhaupt nichts, ein gelinder Puff war das höchste; der Gustel bekam schon eher was ab, verdient und unbedient. — Der ging dem Vater zwar auch ganz gern aus dem Weg, wenn's hagelte, aber er duckte sich nicht, wenn sie doch gerade zusammentrafen, sondern jah so frisch in die Welt mit seinen blauen Augen, war so rosig und drall, und stand auf so festen Beinchen, daß man ihm schon ohne Gefahr mal was versehen konnte.

„Den Friede? — Nee, Nachbar, un wenn mich's in allen Fingerspitzen juckt; denn ich bin gallig von Temperament, „un das muß raus, sonst erstickt eins,“ sagt Schäfer Martin. Aber den Friede kann ich schlecht hauen — un er tut ja auch nichts, er is ein zahmes Kind; Friedsam nennt ihn der Schulmeister, un der Name is ihm nu auch noch zu allen anderen hängen geblieben.“

Das „andere“ war ein schmächtiges Figürchen, blaßgelbe Haut, blaßschwarzes Haar und Augen, die selten unter den hieseliegenden Vidern zum Vorschein kamen, dann aber ausfahen, als würden sie sich lieber im Feenland, als in des donnerwetterigen Schuster Freitags Werkstatt umschauen.

„Von mir hat er doch auch rein gar nichts,“ sagte der Vater, wenn sich einer über das Kind wunderte, „er hat's von der Mutter, die war auch so schwarz, — wie ich bloß dazumal auf den schwarzen Geschmack gekommen bin?“

Dazumal, das war elf Jahre her, — vor zehn Jahren war der Friede geboren, und da die Mutter dabei sterben mußte, hatte sich der Meister ein Jahr später mit einer blonden verheiratet. Von dieser zweiten stammten der stramme Gustel, die dralle Grete, Otto, der Hanswurst, und Liese, das Küken.

Die waren alle vier so blond und lärmbergnügt, daß sich der Meister wirklich nicht mehr denken konnte, wie er dazumal zu dem stillen, Kohlpechschwarzen Geschmack gekommen war.

Friede hätte sich als der älteste aufspielen können, aber selbst das Küken nannte ihn kleiner Friedsam und bemutterte ihn, wenn er sich mit seiner etwas scheuen Zärtlichkeit zu ihm gesellte.

In der Schule schlug der Zunge ein. Sein Lehrer war ein feiner Mensch und hatte Sinn fürs besondere; also lockte er alle guten Gaben aus dem stillen Bürschchen heraus, und die Schule wäre Friedes Paradies gewesen ohne die Freistunden und den Heimweg. Da ging's dem kleinen Friedsam zu wußt zu, ducken half nichts, irgend ein lärmlustiger Gefährte jah ihn doch und scheuchte ihn auf, so daß er die Büsse reichlich draußen einheimste, die der Vater zu Hause an ihm sparte.

Das dauerte so lange, bis er seinen Freund fand. Albert war der größte und blondeste der wilden Schar, und war anfangs allzeit der erste gewesen, den kleinen Friedsam aufzustöbern; es ärgerte ihn, daß sich das Kerlchen beiseite hielt, mit sollte er tun, dabei sein im guten und schlimmen, und deshalb plagte er ihn.

So geschah's auch einmal an einem Wintertag, dessen Kälte die Jungen lustig durcheinander jagte. Friede hockte unter einem Schuppdach und sah ins Blaue; Albert hatte gleich nach ihm ausgespäht, endlich jah er ihn und rannte hinüber.

„Dummer Zunge! Du wirst Dich erkälten, Patschuse Du!“ Der kleine Friedsam schüttelte den Kopf und dachte: nun kommt die Pufferei, wo sich's doch so schön still hatte zusehen

lassen, wie die Sonne auf dem Schnee glitzerte, und die Katze über Nachbars Dach stieg.

Aber Albert puffte nicht, sondern fragte:

„Warum rennst Du nicht mit?“

„Ihr seid alle geschickter als ich.“

„Warum singst Du nicht mit, dort drüben?“

„Ihr schreit ja bloß.“

„Warum hochst Du immer allein?“

„Es mag mich doch keiner.“

„Schaf!“

Dieses „Schaf“ war eine Liebeserklärung; von diesem Wintervormittag an bestand eine Freundschaft zwischen dem großen Blondem und dem kleinen Schwarzen, der nun draußen Ruhe hatte wie daheim, denn Albert stand für ihn ein, und Albert war ein guter Kämpe.

Der Große mußte selber nicht, was er für einen Narren an dem Kleinen hatte, er hochte bei ihm, er begleitete ihn nach Hause, er lud ihn schließlich sogar ein und besuchte ihn in der Werkstatt, wo er mit dem blonden Schusterquartett lachte — aber Friede blieb ihm lieber als die anderen.

Das, was Knaben freut, ist eigentlich etwas anderes: frische Kraft, derbes Zufahren, lustiges Ringen. Der rechte Bub' will lieber den starken Gefährten überwinden als den schwachen schönen, aber es ging Albert, wie es dem Meister vor elf Jahren gegangen war — er hatte nun mal den schwarzen Geschmack.

Sie blieben nicht immer einig, o nein, wenn Friede, mutig gemacht durch seinen starken Gefährten, bei einem Streit zum Guten redete, statt sich mit in einen frischen, fröhlichen Kampf einzulassen, da schalt Albert zornig: „Du bist feige!“ — dann sah ihn Friede mit ganz offenen Augen nachdenklich an.

„Warum sollen wir uns denn hauen? Wir sind einander doch gut und wir könnten derweile was viel schöneres spielen, oder uns was erzählen.“

„Schaf,“ antwortete Albert, hatte aber die Lust zur Sauerei verloren, obwohl das gegen seine Natur war.

Alberts Mutter schloß den kleinen Friedsam auch in ihr Herz, für Mütter war er gerade das rechte; und nachdem ihn der Vater eine Zeitlang beobachtet hatte, machte er sich eines Tages auf den Weg in die Schusterwerkstatt.

„Meister,“ sagte er dort, „den Friede dürfen Sie kein Handwerk lernen lassen, dazu fehlen ihm die Knochen, aber ich meine, zum Musiker würde er taugen.“

„Sofo,“ antwortete der Meister, „das hat er denn auch von der Mutter; ich kann keinen Gesangbuchsvers runtersingen, die aber, wenn die froh war, dann dudelte sie sich eins, und wenn sie betriibt war, dudelte sie sich wieder eins, und das Zitherspielen brachte sie auch mit, von sich zu Haus aus den wälschtiroler Bergen. Nee, nee, — wie ich nur dazumal den verdrehten Geschmack gehabt hab.“

Er wollte auch nichts davon wissen, daß Friede „so was Theatriges“ lernte — Schreiber war ein hübscher, nahrhafter Beruf für einen, der zum Handwerk keine Kraft hatte. Dabei blieb er, und da der kleine Friedsam sich nicht wehrte, wurde er Schreiber.

„Schaf,“ sagte Albert, wenn der Freund ihm auf seiner Eltern altem Klavier vorspielte, was er irgendwo und irgendwann draußen gehört hatte. „Schaf, so mehr' Dich doch!“

Aber das Behren lag nicht in des kleinen Friedsam Natur — er wurde Schreiber und blieb der kleine Friedsam auch in dem Bureau, wie er's in der Schule gewesen, nur daß da niemand puffte, im Gegenteil: alle hatten ihn gern.

Gab's eine leidige Arbeit — die tat Friede Freitag.

Gab's eine heikle Bestellung — die richtete Friede aus.

Gab's einen Streit — wenn Friedens weltfremde Augen sich entschleierten, traute sich das heftige Wort nicht heraus.

Er mußte gar nicht, daß ihm alle gut waren; das wäre ihm auch ein höchst verwegener Gedanke gewesen, viel zu winzig kam er sich vor für die Liebe und Beachtung der Menschen. —

Zu Hause waren die Geschwister groß und schön; die Mädchen kamen unter die Haube, Gustel hatte schon gefreit, der kleine Friedsam würde sich ausgelacht haben, wenn ihm der Gedanke an dergleichen gekommen wäre.

Und dann kam die Liebe doch.

Albert schwärmte ihm so lange von einem Mädchen vor, bis er einmal des Sonntags mit hinaus ins Stadtgartenkonzert ging, um Alberts künftige Braut kennen zu lernen — da packte es ihn.

Albert hatte auch hier einen schwarzen Geschmack gehabt: fein, klein, dunkelhaarig, mit Augen wie der Himmel einer Mondscheinacht, stand Silbi vor dem Kleinen Friedsam, wurde rot bei seinem Anblick und lächelte.

Anfangs merkte er nichts, nur schien die Sonne heller als sonst, die Vögel sangen fröhlicher, die Blumen dufteten stärker, und in seinem Herzen klang ein Jubellied um das andere.

Am folgenden Werktag waren seine Füße wie Schwingen, die Feder flog und sein Kopf faßte so schnell, als sei die Arbeit ein Spiel.

Am nächsten Sonntag regnete es, der verabredete Spaziergang mußte unterbleiben, des kleinen Friedsam Glieder wurden schwer, der Kopf wurde dumm und in seinen Ohren dröhnte ein einziger schwermütiger Trauermarsch. Er ging zu Albert und spielte ihn auf dem alten Klavier, wieder und wieder, aber sein Herz wurde nicht leichter davon und sein Kopf nicht klüger.

Acht Tage später traf er sie, da war das Leben mit einem Schläge wieder hell und leicht, und nun ging es auf und ab, ab und auf mit Stimmung und Fähigkeiten, bis er es endlich merkte: Du bist verliebt.

Da erschraf er sehr.

Sie war ja Alberts Flamme, Albert schwärmte für sie — und abgesehen davon, daß er den Freund nicht bestehlen konnte, wer würde ihn, den kleinen Unscheinbaren, anschauen, wenn der Große, Schöne neben ihm stand, dem alle Mädchen nachseufzten.

Das dachte Albert auch, der lange gemerkt hatte, wie es um den Friede stand, und der noch viel stolzer auf seine Silbi war, seit sie dem absonderlichen Freunde gefiel.

Das ging so zu dritt den ganzen Sommer lang, bis der Herbst kam mit Mariengarn, Vogelbeeren und pläzenden Kastanien. Da sagte Albert eines Abends auf dem Heimwege:

„Nächsten Sonntag kann ich nicht spazieren gehen, da feiert der Erbonkel seinen siebzigsten Geburtstag.“

„Wie schade,“ sagte der kleine Friedsam wehmütig.

Aber Silbi fiel ein: „Wenn Sie Zeit haben, Herr Freitag, ich bleibe auch nicht gern daheim; die Ruhme kann nicht laufen — ich ginge ganz gern mit Ihnen, und wir wollen fleißig an Herrn Albert dabei denken.“

Friede wurde feuerrot vor Entzücken, und Albert, der sich im ersten Augenblick ärgerte, sagte gleich darauf großmütig: „Na, dann lauft nur. Fallt mir aber nicht ins Wasser und brecht mir kein Bein, Ihr zwei Kinderchen.“

Die „zwei Kinderchen“ sahen sich fröhlich lachend an; es war ihnen zu Mut, wie zwei Spitzhüben, denen reiche Beute gewiß ist, und in dieser Woche war Friede zu glücklich, um ein guter Schreiber zu sein. Der Kopf faßte wohl leicht — aber keine Prozeßordnungen; die Hand flog — aber sie verfehlte die richtigen Buchstaben, und die Füße suchten immer die eine Richtung: Nach dem Tore, wo er sich ganz allein mit der schwarzen Silbi treffen wollte.

Endlich kam der Sonntag; kein Regen verdarb ihnen die Freude — der Herbst schüttete seine ganze Pracht aus, als die beiden zusammen zwischen Stoppelfeldern und geschorenen Wiesen in den Wald wanderten. Sie führten höchst verständige Gespräche über die Schönheit der Welt und den Nutzen der Landwirtschaft; dazwischen aber sahen sie sich an, und die vier Augen redeten von ganz anderen Dingen.

Plötzlich blieb Friede stehen und sagte mit einem tiefen Atemzug: „Der Herbst ist doch die lieblichste Jahreszeit.“

„Ja,“ antwortete Silbi ohne Besinnen und sah ihn glücklich an. Gleich darauf setzte sie nachdenklich hinzu: „Es ist aber doch nicht der Herbst, es ist, mit wem wir drin stehen im Herbst.“

Und das verstand der kleine Friedsam, verstand es so schnell und richtig, als hätte sie ganz glattweg gesagt: Ich liebe Dich. — Ein wonniger Schreden ging ihm durch die Glieder, in Kopf und Herzen erklang die Frühlingmelodie des ersten Sonntags, nur viel jubelnder, viel glücklicher als damals.

Er bekam einen Niesennut, er nahm Silbis Arm, zog ihn fest an sich und ging nun mit ihr im gleichen Schritt weiter.

Er sagte nichts dabei, und sie sagte nichts mehr, sie verstanden sich ohnedies ganz gut, und Silbi widerstrebte nicht, wenn Friede immer fester zugriff, sondern schmiegte sich willig an ihn.

Endlich hatte er verstanden, wie es um sie stand, endlich! und nun war alles gut, dank dem gesegneten Erbonkel.

Friedes Dankbarkeit ging nicht weiter als bis zu den leuchtenden Augen neben ihm; er dachte weder an den Erbonkel, noch an Albert. Ein einziges Mal, als sie einen Bach überschritten, huschte ihm der Gedanke an den Freund durch den Sinn — „fallt nicht ins Wasser, Ihr Kinderchen“ — aber die lieben Augen neben ihm schenchten jeden unholden Gedanken aus dem Weg.

Sie geberdeten sich nicht allzu verliebt, sie freuten sich an einander und an der ganzen leuchtenden Welt, sogar das fallende Laub machte sie fröhlich.

Später setzten sie sich in ein Wirtshaus, aßen und tranken und wunderten sich, wie gut das schmeckte.

Sie waren da noch nie gewesen, denn in ihrem Blick hatten sie sich weit ab von ihrem gewöhnlichen Weg verlaufen. Nun fanden sie sich unter einer lauten Gesellschaft, deren Sitten nicht die besten schienen. Silbi trieb bald zum Aufbruch, und Friede hatte nichts dagegen, recht langsam mit ihr durch die Dämmerung heimzuzuwandern.

Sie standen schon in der Tür, da sah Friede unter einer Gruppe, deren Lärm eben ins bedrohliche ging, einen Schulkameraden. Drei andere stritten auf ihn ein.

„Sie werden ihm etwas zu leide tun“, sagte der kleine Friedsam, und das Glück in seinem Herzen, das ihm die Füße beschwingte und die Gedanken fliegen machte, gab ihm auch Mut und Mitgefühl.

Zum Frieden zu reden, trat er an die Gruppe heran, er hatte aber noch kaum etwas davon gesagt, daß man verträglich sein müsse, um die Schönheit der Welt nicht zu stören, und daß der Sonntag dem Menschen zum Freuen gegeben sei, da erkannte ihn auch der Schulkamerad und lachte hell auf.

„Der kleine Friedsam!“

Ein paar andere stuzten und lachten mit, die Kampfhähne wandten sich dem Fremden zu und erbosteten sich erst recht, als sie ohne kleinen, sanftblickenden, freundlich lächelnden Schreiber vor sich sahen, der sie in ihrer Kauflust stören wollte.

„Dummer Junge!“ schrie der eine.

„Moralser!“ ein zweiter.

Anderere brüllten: „Er hat recht!“ und zogen den ersten am Rockschöß.

Im Augenblick war die Schlägerei im Gang — Friede Freitag bekam den ersten Stoß.

Sich wehren hatte er nicht gelernt; sich ducken konnte er nicht mehr, seit Silvi ihn liebte — das machte ihn zum aufrechten Mann. Er rief mit seiner hellen, weichen Stimme in den Tumult hinein zum Frieden, aber es hörte ihn niemand, als das zitternde Mädchen draußen vor der Tür.

Am anderen Tag stand in der Zeitung: Bei einer Schlägerei in der Waldmühle wurde der Schreiber Freitag, der sich bemühte, Frieden zu stiften, schwer verletzt — er liegt im Elisabethhospital; man zweifelt an seinem Aufkommen.

„Wenn ich dabei gewesen wäre“, rief Albert, „wenn ich dabei gewesen wäre! — kein Haar hätten sie meinem Friede krümmen sollen.“

Dann lief er hinaus nach dem Hospital, besinnungslos zwischen Lastfuhrwerken und Elektrischen, immer im gleichen Eilschritt. Nur einmal blieb er stehen — ob er zuerst zu Silvi ginge? Der mochte das arg mitgespielt haben. Aber dann fiel ihm ein, daß die jetzt bei ihrer Putzmacherin sein mußte — und weiter gings auf dem Weg zum kleinen Friedsam.

Albert war nicht der erste dort, vom Bureau fragten sie nach ihm, sein Bruder kam die Treppe herab, der Schulkamerad, der dabei gewesen war, stand in der Tür, und von drinnen erklang ein feines bittendes Stimmchen: „Ach Schwester, liebe Schwester, lassen Sie mich ihn nur ein einziges Mal sehen — ich schade ihm nicht — ich hab ihn doch gestern Abend verbunden — ich bin seine Braut.“

Da drückte der schöne Albert hastig die Klinken nieder — es konnte ja nicht sein! Er mußte sich irren — das war nicht Silvis Stimme gewesen.

Aber die dort drinnen stand, blassen Gesichts, die Augen rot gemeint, war doch Silvi, seine Silvi, die wissen mußte, daß er sie heiraten wollte, die kluge Silvi, die ihm doch unmöglich einen anderen vorziehen konnte und wenns Friede Freitag gewesen wäre.

Sie sah ihn nicht, sie sah nur nach der Tapetenwand, die jetzt von der Schwester leise zurückgeschoben wurde, so daß sie beide den wunden Freund betrachten konnten.

Um seinen Kopf lag eine Binde, unter der das seidige Haar abgehoren war, der linke Arm lag im Verband, die leichte Decke verriet die Bandagen des Beines. Aber der kleine Friedsam hatte die Augen offen, und gehört hatte er auch, womit Silvi sich den Eintritt eroberte, das sah Albert an dem strahlenden Lächeln, das dies franke Gesicht verklärte.

„Silvi, meine Silvi“, kam es ganz leise von des kleinen Friedsam Lippen.

Sie lief zu ihm hin, kniete am Bettrand nieder und küßte die gesunde Rechte.

Friede aber sah Albert, sah, daß Albert wußte, wies stand, und hatte solch zwingende Bitte im Blick, daß sich aller Zorn desselben in Wehmut verwandelte.

Da lächelte der kleine Friedsam noch einmal, dann schloß er müde die Augen und schnell führte die Schwester das hell aufschluchzende Mädchen hinaus.

„Ihr habt gestern schöne Streiche gemacht“, sagte Albert mit matter Stimme, als sie draußen standen. „Kommt er denn wenigstens mit dem Leben davon, unser kleiner Friedsam?“

„Das steht bei Gott“, sagte die Schwester, und der Schulkamerad rief: „Sterben tut er, der liebe Kerl, sie druckens ja schon in der Zeitung — ich bin bei keiner Sauerei wieder dabei!“

„Sterben tut er“, sagten auch die zu Hause, und sahen mit Nührung und Staunen, wie viel Freunde ihr Junge gehabt hatte: das ganze Haus sorgte um ihn, das ganze Bureau bis zum Justizrat hinauf hielt Nachfrage, die ganze Gasse lief dem Meister

die Schwelle ab, und in den Zeitungen sangen sie das Lob des kleinen Friedsam.

„Unser armer, kleiner Friede“, sagte der Meister, und schneuzte sich heftig. „Sie sind halt alle so mitleidig mit ihm, denn weiter ist doch nichts an ihm dran.“

Und die Frau antwortete auf das Klagegedicht der Nachbarin: „Du lieber Gott, er packte auch gar nicht auf die Welt; da muß einer Knochen haben und dreinschlagen können.“

Aber sie hatten ihm die Totenklage zu früh gehalten. Die Welt meinte, sie könne einen wie Friede Freitag wohl brauchen — er blieb am Leben.

Der Fuß behielt eine Schwäche, aber was tat das einem, dem zu Ehren der Hauswirt ein Fähnlein zur Heimkehr aufzog, und dem man im Bureau sein Pult zum Willkommen befränzte.

Wenn sich nur seine Herzallerliebste nicht daran kehrte.

Nein, sie kehrte sich nicht daran; sie war dem Unfall sogar dankbar, denn sie meinte, ohne den würde es schweren Mut gekostet haben, um Albert die Wahrheit zu sagen. Nun aber wußte ers, und da man sich in dem Putzgeschäft bereit erklärte, ihr die Arbeit nach Hause zu geben, brauchten bescheidene Leute mit dem Hochzeitmachen nicht weiter auf große Glückfälle zu warten.

Albert war Brautführer. Es hatte eine Zeit lang in ihm gemurrt und geklagt, aber seinem kleinen Friedsam konnte man nicht gram sein, selbst wenn er einem die Liebste vor den sehenden Augen wegheiratete.

(Nachdruck verboten.)

Das Tagewerk der Pariserin.

Von Pierre Valdagne.

Autorisierte Übersetzung von Margarethe London.

6. Armes Männchen.

Die Stunde um vier Uhr, das ist eine der gefährlichsten der verschiedenartigen Stationen, die den „Tag der Pariserin“ ausmachen. Die geschäftigen Pflastertreter und berufsmäßigen Promenadenläufer stehen zu dieser Zeit vor einem großen Dilemma; wissen sie doch nie genau, ob zu dieser kritischen Stunde die ihnen begegnenden Damen ihrer Bekanntschaft erkannt, angehalten und begrüßt werden wollen. Ein ganz besonders feiner Instinkt gehört schon dazu, es in dieser Beziehung den Damen recht zu machen; ein Blick auf ihre Haltung, ihren Gang, ihr ganzes Auftreten muß blitzschnell darüber entscheiden. Der Kundige merkt sofort, um was es sich handelt, denn eine Dame, die zu einem Rendezvous eilt, geht ganz anders einher als die, bei der es sich um einen Guteinkauf oder einen freundschaftlichen Besuch handelt.

Verräterisch wirkt es schon, wenn man die oder jene Dame, deren tägliche Gewohnheiten man bisher zu kennen glaubte, in der oder jener Straße trifft, in der sie sonst nichts zu tun hat. Jedenfalls tut ein Mann von modernem Geist und Gemüt klug, vor der bekannten Dame, die er so gegen vier Uhr trifft, lediglich tief den Stuhl zu ziehen; sie etwa zu begleiten, wenigstens länger als 25 Schritte, darf er sich schon nicht berechtigt fühlen.

Ist doch um vier Uhr die Stunde, in der die Pariser Damen die absoluteste Freiheit genießen, die Stunde, wo jedes „hinter die Schule gehen“ sich der Kontrolle entziehen kann. Nach dem Frühstück machen die Pariserinnen gewöhnlich unausschiebbare Besorgungen; um fünf Uhr verlangt es der „gute Ton“, daß sie sich in den Salons zeigen oder daß man sie im Bois bewundert. Um vier Uhr aber ist ihre Fährte verloren, und diese eine Stunde gehört eben dem Flirt; man kann nicht einmal sagen — der Liebe; denn mit Liebe und dem Begriff „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ haben diese Begegnungen nichts gemein. Jedes von den beiden Beteiligten hält da seine Gefühlsgrenzen vorsichtig ein; jedes weiß, wie weit es sich vorzuwagen hat. Keines glaubt, zu Opfern verpflichtet zu sein, und so vollziehen sich diese Stellidiehn ohne Illusionen, aber auch ohne Enttäuschungen. Die Weltidame oder die richtige, verzogene Frau aus den Kreisen der hohen Steuerzahler verbindet weder Poesie noch unerfahrene Lebensneugier mit diesem Verhältnis; jede von ihnen kennt die Herren ihres Kreises zu genau von innen und von außen, sie ist ganz unterrichtet über ihre Verhältnisse und ihre Seitenprünge. Der liebe Matsch sorgt schon dafür, daß alle internen Angelegenheiten der konangebenden Herren ohne Umschweife oder keusche Zensurstriche breitgetreten werden. Also nimmt jede Dame weltklugerweise ihren Verehrer, wie er eben ist; die Leidenschaft eines romantischen Singsings würde unsere Schönen zudem nicht erwärmen, sondern erschrecken, denn, um Gotteswillen, alles, nur keine Unflugheiten! So ein Heißsporn würde es sich vielleicht einfallen lassen, eifrig sein zu wollen, große Ansprüche an Zeit und Geduld zu machen, ihre Toiletten exzentrisch zu finden oder die sonstige bequeme Einrichtung ihrer Existenz irgendwie zu tadeln.

Die Pariser Dame ist eben nur ein hübsches Püppchen, aber noch ein praktisches dazu, und als solches zieht sie es vor, nur so viel Hingebung zu fordern, als sie selbst spenden will, mit einem Worte: die Kurmacherei zu genießen, ohne den Honig der Liebe kosten zu lassen.

Für ihn bedeutet so ein moderner Flirt fast nur einen Eitelkeitserfolg bei einer jungen, in der Gesellschaft eine Rolle spielenden, hübschen Frau.

Für sie ist der Flirt der Mann, der ihr schmeichelt und sie bewundert. Nimmt er in der Welt eine hervorragende Stellung ein, ist er reich, mächtig oder berühmt, desto besser. Dann dient seine Beachtung dazu, den Reiz ihrer Busenfreundin zu erregen und sie doppelt zu beglücken. Dann betrachtet sie es als ihr gutes Recht, so eine ehrenvolle Kurmacherei nicht etwa heimlich zu betreiben, im Gegenteil sie durch kleine Unvorsichtigkeiten ja recht augenfällig an die große Glocke des Klatsches zu hängen.

So führen die drei bösen Teufel, die in der Frauenseele wohnen, Untätigkeit, Neugier und Verderbtheit, sie heutzutage in solche schiefe Beziehungen, mit denen das Herz so gut wie gar nichts zu tun hat.

So lächelte denn auch Frau Therese ihrem erklärten Verehrer Ferottes ganz zärtlich zu.

„Nett war's wirklich von Ihnen, Ihrer Pate die Begleitung ins Bois abzuschlagen,“ sagte Ferottes dankbar.

„Warum hat sie auch die alberne Gewohnheit, so früh erscheinen zu wollen. Ich finde es gräßlich, vor fünf Uhr da einzutreffen.“

„Also nicht, um mit mir zusammenzubleiben, haben Sie sich entschieden, die Pate allein fahren zu lassen?“

„Keine Spur, liebster Freund! Ich habe wirklich Besuche zu machen.“

„Einen davon aber opfern Sie mir?“

„Nein, heute nicht!“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?“

„Der Grund ist einfach der, daß ich todmüde bin, daß wir heute Abend in die Oper gehen und daß mein Mann die unbegreifliche Schurke hat, immer schon vor der Ouvertüre da sein zu wollen.“

„Macht Ihnen das Anhören solcher feierlichen Ouvertüre Spaß?“

„Als ob ich nur so tun dürfte, was mir Spaß macht.“

„Na, also, tun Sie das doch einmal und machen Sie eine kleine Partie mit mir.“

„Mein lieber, süßer Freund, von Herzen gern, aber ich bin so ermattet, daß ich mich kaum vom Sessel erheben kann.“

„In der Tat! Sie sehen auch ganz blaß aus, Therese.“

„Die Sitzung bei Sequin zwei Stunden lang, war zu aufreibend.“

„Armes, kleines Thereschen! Aber wie schön werden Sie auch dafür aussehen!“

„Das ist noch nicht so sicher. Aber lieb ist es von Ihnen, mich zu bedauern. Wenn ich meinem Mann klage, daß ich müde vom Anprobieren bin, so tut das ihm nie leid.“

„Wenn ich einmal verheiratet sein sollte, Thereschen, werde ich meine Frau durch Mitgefühl verwöhnen. Ein erfahrener Ehemann mißtraut solchen ausgedehnten Anprobestunden immer.“

„Na, Ferottes, Sie werden einmal ein recht unbequemer Ehemann sein, der nie das glaubt, was man ihm erzählt.“

„Nicht ein Wort.“

„Selbst wenn Ihre Frau Ihnen erzählt, daß sie Sie liebt?“

„Selbst wenn Sie mir das sagten, ich könnte das nicht glauben.“

„So unwahrscheinlich kommt Ihnen das vor? . . . Auch gut, so werde ich gerade die Behauptung nie wieder aufstellen.“

„Wenn Sie es mir zuschwören, so habe ich die innere Ahnung, daß es vielleicht eine lebenswürdige Lüge ist; aber das ist gerade das Pikante. Man glaubt es Ihnen im Grunde nicht ernstlich, und doch ist es angenehm schmeichelnd, es immer wieder versichern zu hören. Jetzt aber gehe ich endgültig von hier fort; ein halbes Stündchen können wir ja immer noch zusammen spazieren gehen.“

„Ferottes, warten Sie heute nicht auf mich.“

„Das tue ich aber ganz bestimmt.“

„Nein, mein Freund, heute nicht. Ich schwöre Ihnen, ich bin zu erschöpft.“

„Zum Pflaudern? Ist es im Freien nicht behaglicher, als hier in dieser miserablen Bude, in der es so abscheulichen Thee gibt? Finden Sie ihn vielleicht genießbar, teure Freundin?“

„Das ist mir höchst gleichgültig, vorausgesetzt, daß ich nicht nötig habe, mich zu rühren.“

Aber Ferottes ist eigensinnig. Was sollte er auch mit diesem schätigen Nest von Nachmittag anfangen? Um in den Klub zu gehen, ist es noch viel zu früh, auch zu früh, um sich

schon anders anzukleiden, überhaupt zu früh, um etwas anzufangen.

Er erhebt sich also, schnell entschlossen, grüßt Frau Therese weltmännisch und fragt: „Sehen wir uns heute Abend in der Oper?“

„Gewiß . . . vielleicht.“

Er verläßt sie, und die Stunde des sozusagen befehligen Flirts ist wieder einmal veräußert. Und während ein Fiaker sie zu ihren anderen Visiten fährt, zu welchem folgenschweren Entschluß kommt sie da wohl nach angestrengtem Nachdenken? Daß sie entschieden die Handschleifen für die Ärmel ihres Dinerkleides wählen wird und daß sie eine Sortie de bal bestellen muß, ähnlich wie die Gloria Belhanns. Die Spitzen dazu hat sie in ihrem Vorratskasten, und dann wird der Preis dafür schon erschwinglich sein.

Übrigens verdient Herr Dr. Mawannes doch sehr viel Geld. Gerade heute für vier Uhr hat er eine große Operation vor.

„Armes Männchen,“ murmelt Frau Therese, und in ihrem trockenen Herzen, in ihrem Vogelgehirn dämmert eine kleine, mitleidige Regung für ihren Gatten auf.

(Nachdruck verboten.)

Aus aller Welt.

C. K. Zigarrenpapier. Das Papier hat bereits die mannigfaltigste Verwendung gefunden; man hat es zur Herstellung von Waggonrädern, von Häusern, von Booten usw. benutzt, aber man hat bisher noch nichts davon gehört, daß es auch zur — Fabrikation der Zigarren dienen kann. Wie ein Pariser Blatt berichtet, erzielt eine Fabrik in New-York beträchtliche Gewinne, indem sie ein besonderes Papier für die Zigarren herstellt. Das Verfahren, durch das diese neuartigen Blätter gewonnen werden, wird folgendermaßen beschrieben: Man taucht Papierblätter in Bottiche, die mit Tabaksaft, der von der Zubereitung des gewöhnlichen Tabaks herrührt, gefüllt sind; dann bringt man sie in Pressen, die sie in Form gewöhnlicher Blätter schneiden, wobei sie zugleich Gewebe eindrücken, die zur Vervollständigung der Illusion dienen sollen. Nur die Rippe fehlt diesen künstlichen Blättern, was übrigens eine wirkliche Überlegenheit über die natürlichen Blätter bedeutet. Und was das merkwürdigste ist, diese Zigarren sind von Liebhabern geraucht und für — ausgezeichnet erklärt worden.

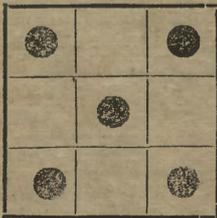
C. K. Kraftverschwendung. Über die ungeheuren Kräfte, die wir bei den gewöhnlichsten Vorgängen des täglichen Lebens aufbieten müssen, stellt der amerikanische Professor Garrett P. Serbiz sehr interessante Betrachtungen an. Viele der selbstsamsten Träume und Spekulationen, schreibt er, würden ganz gewöhnliche Wirklichkeit werden, wenn wir nur alle Kräfte sparen könnten, die wir jetzt verschwenden, und alle Kräfte zu voller Entfaltung bringen könnten, die in uns verborgen liegen. In den allergewöhnlichsten Handlungen des Alltagslebens, beim Gehen, Laufen, Bewegen der Arme, Treppensteigen, Sprechen, sogar beim bloßen Atmen lassen wir eine Kraftmenge entfließen, die, wenn sie konzentriert würde, Kraft und Bewegungsleistungen vollführen könnte, die die extravagantesten Erfindungen in den Schatten stellen würden, die dem Baron Münchhausen den Ruf eines Lügenprinzen verschafften. Der Mann, der die Art entdecken könnte, auch nur einen Teil der Kräfte, die wir durch das bloße Leben selbst verausgaben, anderen Zwecken dienstbar zu machen, könnte die zwölf Arbeiten des Herkules vollführen. Wenn die Natur uns gestatten würde, die Kraftmenge, mit der wir jetzt dem Druck der Atmosphäre widerstehen, auf das Tragen einer wirklichen Last anzuwenden, so könnte auch der schwächste unter uns den schwersten Elefanten heben und davontragen. Ein großer Mann könnte ein kleines Haus fortzuschleppen. Auf jeden Quadratzoll unserer Körperoberfläche drückt die Atmosphäre mit einer Kraft von etwa fünfzehn Pfund. Der Kopf allein erleidet einen Druck von anderthalb Tonnen. Der ganze Körper hält auf diese Weise einen Atmosphärendruck von zwanzig Tonnen aus. Und diesem Druck wird das Gleichgewicht gehalten durch den Luftdruck nach außen in den Höhlungen und Geweben des Körpers — sonst würden wir plattgedrückt werden. Aber es gibt noch schlagendere Beispiele von den außerordentlichen Kräften, die wir haben. Betrachten wir uns die wunderbare Maschine, das Herz, das ständig das Blut bis in die äußersten Fingerspitzen treibt und den ganzen Körper lebendig hält. In je 24 Stunden verrichtet das Herz eines erwachsenen normalen Menschen eine Arbeit, die 120 Fußtonnen Energie gleichwertig ist, mit anderen Worten: das Tagewerk unseres Herzens würde genügen, ein Gewicht von 120 Tonnen einen Fuß hoch zu heben. Diese Kraft, die in 24 Stunden das Blut treibt, könnte also einen fünf Tonnen schweren Geldschrank von der Erde in ein Fenster des zweiten Stockes heben. Wenn das Herz

nicht direkt die Kraft anwenden müßte, sondern noch die Erleichterung eines Flaschenzuges hätte, so könnte es den schwersten Geldschrank, der gemacht werden kann, zum Dach des größten Hauses, das überhaupt stehen kann, heben. Wenn wir die Kraft des Herzens von 12 Stunden aufspeichern könnten, so würde das schon genügen, uns in Stand zu setzen, einen Eisenbahnzug mit der Geschwindigkeit von 20 Meilen in der Stunde zu ziehen. Der Körper ist aber auch eine große Wärmemaschine. Professor Hurley berechnete, daß die Wärmemenge, die ein Mensch in 24 Stunden verausgibt, der mechanischen Kraft von 3000 Fußtonnen entspricht, daß wir damit also eine Tonne 3000 Fuß hoch oder 3000 Tonnen einen Fuß hoch heben können. Die Kraft, die beim Atmen angewandt wird, kann auch gewissermaßen als Kraftverschwendung betrachtet werden, obwohl wir, da die Verschwendung zur Erhaltung des Lebens geschieht, kaum mit ernstlicher Mißbilligung darauf blicken werden. Gleichviel, mit der Kraft, die unsere Lungen in einer Woche durch Atmen verausgaben, könnten wir einen Elefanten auf dem Ende einer Stange über unserem Kopf balancieren. Aber noch interessanter für die Betrachtung sind die verschiedenen Arten der Kraftverschwendung, die aus unseren willkürlichen Handlungen entstehen, denn hier steht es in unserer Macht, hauszuhalten. Jeder unnötige Schritt vergeudet Kraft. Die Tat des Händeschüttelns mit einem Freund könnte unter diesem Gesichtspunkt als eine Handlung der Großmut erscheinen, die eines mildherzigen Millionärs würdig ist. Wenn der Präsident der Vereinigten Staaten stundenlang steht und tausenden von Enthusiasten gestattet, ihm die Hand zu schütteln, so ist genügend Kraft verbraucht, um die Maschinen eines transatlantischen Dampfers in Bewegung zu setzen; wenn der Präsident mit 6000 Personen Händedruck wechselt, so vergeudet er 1500 Pferdekraft, die Betreffenden ebenso viel, so daß zusammen 3000 Pferdekraft verbraucht werden. Ein solcher Mann könnte mit den in einer Woche verausgabten 5000 Pferdekraften den größten Ozeandampfer durch die Fluten ziehen. Wenn wir einen Redner in betracht ziehen, der das Axiom des Demosthenes befolgt, daß bei der Rede die Gestikulation alles ist, so ergibt sich, daß er mit Armbewegungen, Schlägen der Faust und häufigem Fußstampfen mit emphatischem Ruf wahrscheinlich im Laufe einer Stunde genug Kraft ausgibt, um ein Gewicht von 50 Tonnen zu heben. Eine junge Dame, die zum Vergnügen oder Mißvergnügen ihrer Freunde eine Stunde Klavier spielt, verbraucht soviel Kraft als sie nötig hätte, um das Instrument über ihrem Kopf zu balancieren und es herumzuwirbeln wie ein Equilibrist im Zirkus. Welche Kraft verbraucht also erst Paderowski oder ein anderer der Klavierheroen! Adolina Patti hat, nach entsprechenden Berechnungen, mit Singen in einer Stunde ungefähr fünf Fußtonnen Kraft verbraucht, um nicht zu sagen vergeudet. Im Laufe ihrer Karriere hat sie, wenn sie etwa 25 000 Stunden gesungen hat, genug Kraft verbraucht, um eins der riesigen Kabel der Brooklyn-Brücke zu zerreißen. Manche nervösen Menschen können nie still sein; sie spielen mit den Fingern, trappeln mit den Füßen und vergeuden Kraft, wie Maschinen, die Dampf auslassen. Aber selbst die erforderliche Willensanstrengung, um diese Unarten zu unterdrücken, erfordert Kraft. Jeder scharf Denkende nimmt die Hilfe seines Körpers in Anspruch; sein Gehirn verlangt mehr Blut. Jede Idee, die sich im Geiste gestaltet, stellt die Verausgabung von einem Bruchteil einer Pferdekraft dar. Wenn wir voraussetzen, daß die Intensität der Herzaktivität durch geistige Anstrengungen auch nur um ein Zehntel vergrößert wird, so mag das Dichten eines Dramas von Shakespeare allein — ohne Berücksichtigung der Schreibarbeit eine mechanische Kraft von 12 Fußtonnen bedeuten; das würde zur Voraussetzung haben, daß er im ganzen etwa 24 Stunden darauf verwendet hat, die sich natürlich auf Wochen verteilen. Doch auch ein armer Pfuscherpoet strengt sein Gehirn für die schwächste Produktion gleichermaßen an und das kann man wohl wirklich als ein Beispiel für Kraftverschwendung anführen.

(Nachdruck verboten).

Rätsellecke.

Zahlenquadrat.



In die Felder dieses Quadrats sind neun verschiedene Zahlen zu setzen, derart, daß die Summe jeder wagerechten, senkrechten und jeder der beiden durch schwarze Felder ausgezeichneten Querreihen von Ecke zu Ecke gleich 30 ist. Die niedrigste Zahl soll in dem weißen Felde links, die höchste im weißen Felde rechts stehen.

Bilderrätsel.



Kreuz-Charade.

1	2	1 2	Vorname.
		3 4	Waffe.
3	4	1 4	Wasserpflanzen.
		2 3	Insekt.
		2 4	Teil des Körpers.

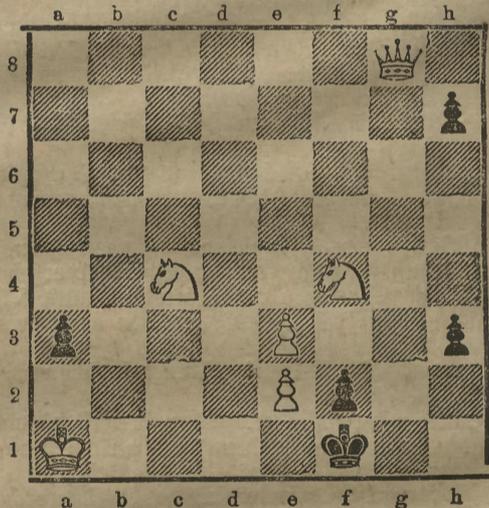
Gruppenrätsel.

am, an, bringst, die dir, du du's, ein, ein, fingst, gan, gen, gen, im, ke, ke, kräf, liegt, mann, mit, ren, schwe, se, stär, stehst, ten, und, voll, wächst, wer, wie, za, zer, ziel.

Vorstehende Silben sind so zu ordnen, daß sie im Zusammenhang gelesen einen Sinnspruch von Geibel ergeben.

Schachaufgabe.

Von H. Baumann in Bremen.



Weiß.

(6+5)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge Matt.

Auflösung des Bilderrätsels.

Vergelte Böses mit Gutem.

Auflösung des Scherzrätsels.

In Sekt, Insekt.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenverteilung:

B. b, cB, a10, K, D, 7; d10, K, D, 7.
M. bA, 10, 7; cA, 10, K, D, 9, 8, 7.
S. a, dB, aA, 9, 8; bK, D, 9, 8; dA.
Stat: d9, 8.

Spiel:

- | | |
|--------------------------|---------------------------|
| 1. B. bB, c7, a8 | 2. B. dD, cA, dA (-25). |
| 3. S. bD, a10, b7. | 4. B. d10, c8, a9, (-10). |
| 5. S. b9, d7, bA (-11) | 6. M. c9, bK, aK. |
| 7. B. dK, b10, aA, (-25) | 8. S. b8, aD, cD. |
| 9. B. a7, c10, dB (-12) | 10. S. aB, cB, cK (-8). |

Damit haben die Gegner 91 erreicht und der Spieler ist Schneider.

Richtige Lösungen gingen ein von: Minna Mack, R. Zacharkiewicz, Kurt Schendel, Bromberg. Fritz Rau, Eugen Hofmann, Prinzenthal.